



RÜCKBLICKE MICHAEL MOXTER

Geboren 1956 in Frankfurt am Main. Doppelstudium Philosophie und Evangelische Theologie, 1985 Erstes Theologisches Examen (EKHN), 1991 Promotion zum Dr. phil. an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. 1998 Habilitation in Systematischer Theologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, dort (1990–1998) wissenschaftlicher Mitarbeiter und Hochschulassistent. 1998/99 Lehrstuhlvertretung an der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Seit 1999 Professur für Systematische Theologie mit dem Schwerpunkt Dogmatik an der Universität Hamburg, nach Rufablehnung zuständig auch für Religionsphilosophie. 2007/08 Ernst-Cassirer-Gastprofessur am Swedish Collegium for Advanced Study, Uppsala. 2011 Fellow am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Religionsphilosophie. Forschungsschwerpunkte: Schleiermacher, Tillich, Cassirer, Theologie des Rechts, Anthropologie, Bildtheologie. Neuere Publikationen: *Hermeneutik des Bilderverbots* (mit Friedhelm Hartenstein, Leipzig, 2016); *Enttäuschung: Interdisziplinäre Erkundungen* (Paderborn, 2017); und *Die Zeit der Bilder* (Tübingen, 2017). – Adresse: Institut für Systematische Theologie, Universität Hamburg, Sedanstraße 19, 20146 Hamburg. E-Mail: michael.moxter@uni-hamburg.de.

Dass man diesen Rückblick ausgerechnet in den letzten Wochen vorbereiten und in den Tagen des Abschieds schreiben muss! (Abgeben müsse man den kleinen Text noch vor der Abreise, wurde schriftlich mitgeteilt; aber die Drohung, andernfalls habe man zu bleiben, bis diese Pflicht erfüllt sei, fehlte – zu meinem Bedauern. Ach, was hätte mit ihr aus mir noch werden können! Wie gerne hätte man der eigenen Universität den blauen

Brief übermittelt, das Klassenziel sei nicht erreicht und man habe das Studienjahr zu wiederholen. Oder besser noch: es gäbe eine leistungsbezogene Rendite: Wer besonders kreativ war, beispielsweise den ansprechendsten Rückblick schreibt, darf länger bleiben.) Solche Regelungen hätten den verregneten Juli überstrahlt, Hoffnungen genährt, Lebensgeister in Schwung gesetzt. Stattdessen: Ausgerechnet auf den letzten Metern ein Rückblick, als ob der absehbare Verlust durch verordnete Trauerarbeit leichter fiel. Warum nicht einfach: fröhliche Wissenschaft bis zum Rauswurf?

Doch es hilft alles nichts. Zu guter Letzt verwandelt die schnell fließende Zeit, was neulich noch Projekt war, in einen Gegenstand erinnernden Rückblicks. Am Ende angekommen, münden zehn Monate einer akademischen Freiheit, wie sie mir seit den Zeiten der Promotion nicht mehr gegönnt war, in das für die neuere Universität typische Berichts- und Rechenschaftswesen, in Leistungsbilanz und Unternehmensbewertung.

Erfasst wird nicht, wie oft die Neugier mit mir durchging und der Lektüreplan der Woche an den Nagel gehängt wurde, weil einem Impuls aus dem Dienstagskolloquium oder einer Nebenbemerkung beim Lunch unbedingt zu folgen war, weil das vom Bibliotheksteam zu schnell beschaffte Buch nach sofortiger Lektüre verlangte oder eine Foucault-Vorlesung aus der Mediathek von Frédéric Brenner Vorrang vor allem erhielt, womit ich mich gerade beschäftigen wollte. Es zählt jetzt nur der Output: Die Druckfahnen des Bandes über *Enttäuschung*, die ich am Wiko der letzten Korrektur unterzog (und der im Juli erschien), meine ausführliche Einleitung in den Sammelband *Die Zeit der Bilder*, der seit Februar im Verlag liegt, schließlich die Zusammenfassung zweier von mir verantworteter Tagungen über „Konstellationen und Transformationen reformatorischer Theologie“, deren Beiträge mit wenigen Ausnahmen nun vorliegen, redigiert und bevorwortet werden, wobei die konkrete Arbeit an meinem eigenen Beitrag durch andere Aufgaben (s. o.) gestört wird. Zwei Aufsätze zur Anthropologie (einer davon stellt eine Tour d'Horizon meines Projekts dar) habe ich in den Wintermonaten geschrieben, beide sollen im Herbst erscheinen. Was einst ein Vortrag zur Reformation war, liegt nun als gründlich aus- und überarbeitetes Manuskript („Luthers Exkommunikation“) in der Redaktion der *Zeitschrift für Theologie und Kirche*. Schließlich ein Vortrag zu Hermann Cohen, den ich für die Carlebach-Konferenz in Tel Aviv ausgearbeitet habe, und der mich zum ersten Mal nach Israel führte – eine Erkundungs- und Studienwoche, für die im Universitätsalltag wohl keine Zeit gewesen wäre – übrigens wurde die englische Ausarbeitung im Wiko verlässlich gegengelesen und geglättet – wie auch der Vortrag für das Dienstagskolloquium. Vor allem aber: Drei Kapitel meines geplanten Buches stehen,

umfängliche Notizen und Überlegungen für andere Teile warten auf die Ausarbeitung. Fußballtechnisch könnte man diese Aufstellung meiner Tätigkeit als 3:3:3 plus Libero bezeichnen. Dass eine solche Formation unschlagbar wäre, wird keiner behaupten, aber immerhin geht jedes einzelne Glied gründlich vorbereitet, sozusagen austrainiert aufs Feld.

* * *

Liest man Berichte früherer Jahrgänge, entdeckt man gelegentlich auch interne Spannungen, hört man von Konflikten, die sich hier und da in der Gruppe anstauten. Bei uns war es (soweit ich es beobachten konnte) anders – wenn auch nicht *ganz anders* (als ob wir besonders harmonisch angelegt waren und wären). Der Grund ist so simpel wie sein Gegenstand: Wir waren Fellows im Jahr der Trump-Wahl, in der ein gemeinsames Entsetzen den Zusammenhalt des Wissenschaftskosmos gegen eine verkommene Außenwelt stiftete. Die Fernsehdebatten haben wir in der Liveübertragung verfolgt, die Wahlnacht einige gemeinsam durchgestanden. Ich schlief gut in der Gewissheit, da könne nichts anbrennen. Verstörung am Morgen nach der Wahl, US-amerikanische Unschuldserklärungen, Empörung und sorgenvolle Kulturkritik. Später dann im Januar die Anreise Mohsen Kadivars, die ersten Gespräche bei Tisch, zunächst noch über unsere Fächer, Religionen und Projekte, dann bald über die politische Lage angesichts der von Trump verhängten Einreisebestimmungen. Soll man fragen, wie es weitergeht, sagen, was man selbst täte, raten? Könnte die Chance, am Wiko zu forschen, die Sorgen über die vielleicht verwehrte Rückkehr überstimmen oder aufwiegen? *Never*. Der Rat seiner Heimatuniversität, möglichst umgehend nachhause zu kommen, zeitnah eine opportune Flugroute zu wählen, eine Flucht Hals über Kopf, damit es ein Zuhause bleibe. So verlor ich meinen Nachbarn auf der anderen Seite des Flurs, die Gespräche über Freiheitsbegriff und Gottesgedanken, über Religion und Fundamentalismus (nicht so intensiv wie die mit Ibrahima Diop, aber reizvoll, dann aber) konterkariert durch ein Politisches, das sich über Freund- und Feindunterscheidungen konstituiert und darum ein solches in Wahrheit nicht ist. Das simulierte Politische schränkt die Freiheit der Forschung ein, ersetzt bald darauf den wissenschaftlichen Diskurs durch irrlichternde Macht: Was Fakten sind, bestimmt der Souverän.

Apokalyptisch war die Lage nicht, aber die *community of investigators* merkte, dass auch sie von Bedingungen abhängig ist, die schnell zerstört sind, aber Zeit brauchen, um

aufgebaut zu werden. So entstand nicht nur ein Sinn fürs Gemeinsame durch polarisierenden Außenhalt, sondern dann auch ein gewisser Aktionismus – bald schon saßen wir im Clubraum und berieten, was das Wiko, was die Wissenschaften, was wir Fellows zu tun gedächten, um kurz die Welt zu retten. Provozierende Performances wurden vorgeschlagen, aber schließlich als ungeeignet abgewehrt, revolutionäre Stimmungen trafen auf wissenschaftliche Analysen. Nach 90 Minuten beschloss man, gemeinsam T-Shirts zu bemalen, dies aber an die Kinder der Fellows zu delegieren. Als ich Raum und Debatte flüchtend verließ, raunte mir Giacomo zu, was sich in mir selbst gemeldet hatte: ein Flashback in die Schulzeit, eine Klassenzimmeratmosphäre samt Wiederkehr des Konjunktivs, es müsse etwas geschehen. Am Schluss blieb es beim Science March.

* * *

Noch ein Blick zurück: das erste Dienstagskolloquium. Carey Harrison berichtet über das Laboratorium des Schriftstellers, über das Widerfahrnis, dass nicht er die Texte, sondern diese ihn schrieben. Dass morgens unter der Dusche ein nächstes Kapitel in ihm entstehe, und dass er, nachdem es zu Papier gebracht sei, nur einmal noch am Folgetag es durchschaut, dass er aber niemals mehr korrigierend eingreift, stets den Text so lässt, wie er sich ihm aufgedrängt habe. Natürlich habe ich ihm das nicht geglaubt. Aber dieses eine Mal, hier an dieser Stelle, es dann genau so gemacht. Man lernt ja doch manches.